

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Rufin, Jean-Christophe

Katiba

Zwischen zwei Fronten

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

ERSTER TEIL

Auf den Straßen Mauretaniens kann man sich nicht groß verirren. Die in der Sonne violett schimmernde Asphaltlinie verläuft kilometerweit nur geradeaus. Sie zerteilt die mineralischen Steppen, auf denen man nur gelegentlich eine Ziege oder einen Jungen sieht. Der Wind hat Sand quer über die Straße geweht. Am Straßenrand gibt es hin und wieder Ausbuchtungen – Rastplätze, die mit Wrackteilen von Lastwagen, Spuren von Feuern und verwitterten Knochen übersät sind.

Der Kranke wartete sehnsüchtig auf diese Haltemöglichkeiten.

Der Achtzehnjährige, italienischer Meister im Weitsprung, war der Stolz seiner Heimatstadt Rimini. Er hatte den Körperbau eines Athleten, kurzgeschnittene Haare und blaue Augen. Doch gleich nach der marokkanischen Grenze war er an Dysenterie erkrankt und lag seither fast nur noch auf der Rückbank. Alle paar Kilometer bat er seinen Cousin Luigi anzuhalten, damit er sich am Straßenrand übergeben konnte.

Der Vater des erkrankten Jungen, der Leiter der Expedition, hatte die Sahara bereits fünfmal durchquert und saß mit seinem Bruder Carlo im zweiten Fahrzeug. Sie hatten den Kombi mit den beiden Cousins schon mehrmals aus den Augen verloren und ihn schließlich überholen lassen.

Erneute Krämpfe ließen den Kranken aufstöhnen. Er richtete sich unter größter Mühe auf und sah zu seiner Erleichterung einen Streifen am Straßenrand, an dem der Sand weggeweht worden war.

»Dort, Luigi, gleich! Bitte!«

Der Fahrer riss das Lenkrad herum und fuhr auf die Wüste zu.

Die Reifen wirbelten eine Staubwolke auf. Diese Wolke hüllte das Fahrzeug ein und quoll durch die offenen Scheiben ins Innere. Der Kranke rutschte vom Sitz und verschwand. Luigi hörte den Geländewagen seines Onkels hinter ihnen anhalten.

Er starrte auf die Sandkörner, die sich in einer feinen Schicht auf die Scheiben legten. Da sah er, dass ein anderes Fahrzeug vor ihnen parkte, das nun langsam aus dem Sandstaub auftauchte. Es war ein alttümlicher Renault, ein verbeultes, ehemaliges Taxi, mehrmals in unterschiedlichen Farben neu gestrichen, dessen Windschutzscheibe an mehreren Stellen sternförmig gesprungen war. Im Inneren saßen drei Männer. Sie stiegen nicht aus.

Luigi hörte hinter sich das dumpfe, unverkennbare Geräusch der Türen des Geländewagens. Carlo, sein Vater, ging lächelnd auf das fremde Fahrzeug zu, mit ausgestreckten Händen. Er war ein typischer Italiener, stets gutgelaunt, der hier in Afrika noch überschwänglicher war als sonst. Einige Meter vor dem Taxi blieb er jedoch abrupt stehen. Die drei Männer waren alle gleichzeitig aus ihrer Klapperkiste ausgestiegen. Luigi konnte sie nicht deutlich sehen. Er fuhr sich mit seinem hochgekrempeelten Ärmel über die Augen. Völlig ungeordnet nahm er die verschiedenen Details wahr. Zuerst sah er das sehr junge Gesicht eines hellhäutigen Mauren, mit noch zartem Bartflaum und kurzgeschorenem Kraushaar. Die anderen beiden hatten afrikanische Züge und eine sehr dunkle Haut. Sie waren unterschiedlich gekleidet. Zwei trugen europäische Kleidung: Jeans, kurzärmelige Hemden. Der Maure dagegen trug einen blauen Kaftan mit umgekrempeelten Ärmeln. Die Maschinenpistole sah Luigi als Letztes.

Er sprang aus dem Wagen. Der traditionell gekleidete Mann richtete die Waffe auf ihn.

»Nicht bewegen!«

Der Jüngste unter ihnen hatte Französisch gesprochen, zögernd

und mit einem starken Akzent. Die Stille der Wüste senkte sich herab. Plötzlich übergab sich der junge Italiener krampfartig hinter dem Kombi, und die Angreifer zuckten zusammen. Einer der beiden Männer in Jeans ging zu dem Kranken, packte ihn im Genick und führte ihn vor die Autos. Luigis Onkel war inzwischen ebenfalls bei seinem Bruder und seinem Sohn. Sie standen nun alle vier in einer Reihe, der Kranke konnte sich nicht lange aufrecht halten und sank auf den Boden, wo er auf allen vieren kauerte. Der Maure in dem blauen Kaftan hielt sie mit der Maschinenpistole in Schach. Seine Augen huschten von einem Gesicht zum anderen. Er schien zu zögern.

Plötzlich donnerte ein Sattelschlepper, den keiner von ihnen hatte kommen hören, in vollem Karacho auf der Straße an ihnen vorbei. Der Luftzug trug den warmen Dieselgeruch in ihre Nasen. Der junge Mann, offenbar der Anführer, ging auf Carlo zu. Er hatte etwas in der Hand, das man nicht genau erkennen konnte. Es waren zwei mit Plastik ummantelte Stromkabel. Er fuchtelte damit herum. Er konnte seine Angst kaum verbergen. Im Gegensatz zu ihm wirkten die Italiener erstaunlich ruhig. Der Kranke, immer noch auf dem Boden, schüttelte vorsichtig den Kopf, wie ein Boxer, der noch groggy war.

»Sie«, knurrte der Junge mit dem Stromkabel. »Hoch!«

Das war an Carlo gerichtet. Mit seinen rudimentären französischen Sprachkenntnissen konnte der junge Mann nicht ausdrücken, was er wirklich meinte. Er wollte, dass Carlo die Hände ausstreckte, damit er sie zusammenbinden konnte. Hoch, dachte Luigi zu Recht, bedeutet, sein Vater solle die Hände hochheben, weil der Fremde sie fesseln wollte.

Carlo schaute dem jungen Mauren in die Augen. Er schien den ersten Schock überwunden zu haben. Seine Miene hellte sich auf. Doch dann kam es zu einem tragischen Irrtum, einem absur-

den Missverständnis, wie es in Momenten äußerster Anspannung vorkommen kann. Carlo wandte sich seinem Fahrzeug zu, weil er dachte, der Maure hätte ihm befohlen, einzusteigen.

Der Anführer der Angreifer schrie etwas auf Arabisch. Er glaubte, der Italiener wollte fliehen. Der Mann mit der Maschinepistole drückte ab. Carlo fiel nach vorne. Sein Bruder und Luigi machten unwillkürlich einen Schritt auf ihn zu. Eine zweite Salve traf sie mitten in die Brust und mähte sie nieder.

Der Kranke, durch seinen unbändigen Zorn plötzlich genesen, richtete sich auf. Das Donnern eines weiteren Lastwagens wurde vom Wind herübergetragen und erfüllte die Stille. Da schoss der Maure ein letztes Mal.

Die drei Männer sprangen in ihren Wagen und fuhren mit Vollgas auf die geteerte Straße zurück.

II

Durch die hohen Fenster des Palais konnte man weder die Seine noch die Bäume auf dem Quai d'Orsay sehen. Die Dunkelheit war hereingebrochen. Dutzende von Glühbirnen in den drei Kronleuchtern erhellten diesen Raum im französischen Außenministerium.

Willy polierte den kunstvoll gearbeiteten Henkel eines silbernen Leuchters. Er war der älteste Maître d'hôtel des Ministeriums. In den einunddreißig Dienstjahren war die schwarze Uniform wie eine zweite Haut für ihn geworden. Er stand sehr gerade, den Bauch herausgestreckt, und die Rockschoße seines Jacketts fielen senkrecht herunter. Sein mit dem Tuch umwickelter Zeigefinger fuhr die komplizierten Krümmungen der Löwenklauen nach.

Doch in Gedanken war er nicht bei seinem Tun. Hinter dem monumentalen Leuchter verborgen sah er alles, was vor sich ging.

Die Diener spannten gerade ein Seil auf beiden Seiten der offiziellen Tafel, um die dreifache Reihe der Stielgläser millimetergenau aufzustellen; eine Putzfrau fegte das Parkett, um die Splitter einer heruntergefallenen Karaffe zusammenzuwischen; Floristen brachten das Gesteck des Tages. Doch diese Leute waren es nicht, die Willy interessierten. Die Person, die er beobachtete, war eine junge Frau Anfang dreißig, die die Sitzordnung studierte und kleine Kärtchen mit Goldrand, auf denen die Namen der Gäste standen, zu den einzelnen Gedecken stellte.

Sie trug ein schlichtes, gerade geschnittenes Kleid. Doch ihre sorgfältig frisierten, dichten, schwarzen Haare, der intensive Blick ihrer ebenfalls dunklen Augen oder vielleicht auch ihr Gesichtsausdruck standen in einem seltsamen Gegensatz zu ihrem strengen Äußeren. Das verlieh ihr eine seltsame Aura, die Willy faszinierte. Die Frau erinnerte ihn an einen Vulkan mit begrünten Abhängen, der jeden Augenblick ausbrechen konnte.

Jasmin hob den Kopf und sah, dass Willy sie aus der Ferne beobachtete. Das mochte sie nicht. Sie war es natürlich gewohnt, bei der Arbeit von Männern angestarrt zu werden, häufig recht aufdringlich sogar. Die Pförtner starrten sie an, die Köche, die Floristen, die Weinkellner, die Berater des Ministers ... Es waren gierige Blicke, Blicke des Begehrens oder der Eifersucht. Willy aber beehrte nichts. Er beobachtete sie mit der Genugtuung eines Ästheten. Früher war er homosexuell gewesen. Jetzt aber war er, wie er sich selbst eingestand, überhaupt nicht mehr sexuell.

Sie winkte ihn zu sich. Er lief vor Verwirrung rot an, als er zu ihr eilte. Sein rundes Gesicht verriet, dass er Gaumenfreuden nicht abgeneigt war, und die Gutmütigkeit besaß, die man dicken Menschen zu Recht oder Unrecht nachsagt.

»Sag mir, ob ich einen Fehler gemacht habe«, bat ihn Jasmin.

Sie arbeitete erst seit fünf Monaten im Ministerium. Willy war wesentlich länger im Dienst als sie. Doch er respektierte die Entscheidungen seiner Vorgesetzten, zu denen auch sie gehörte, voll und ganz. Sorgfältig rückte er seine Brille zurecht, um den Aufbruch seiner Gefühle zu verbergen.

»Du hast den Kabinettschef neben die Frau des Präsidenten der turkmenischen Nationalversammlung gesetzt?«, sagte er vorsichtig.

Die beiden Floristen waren inzwischen auf allen vieren auf dem Tisch, um die Lilien und die Rosen, Blüte um Blüte, anzuordnen, ohne dabei Flecken auf dem Tischtuch zu hinterlassen. Jasmin hatte den peinlich genauen Aufbau der französischen Tafeln schon immer bewundert. Sie hatte lange Zeit selbst ein großes Haus geführt, ehe sie im Palais der Republik Unterschlupf fand.

»Ja und?«

»Der Präsident der Versammlung steht rangmäßig über dem Kabinettschef. Seine Frau muss folglich weiter in die Mitte, neben den Senator.«

»Danke, ich werde es ändern.«

Jasmin beugte sich vor und stellte die Platzkarten um. In diesem Moment betrat der stellvertretende Protokollchef die Salons. Willy zuckte zusammen. Er hatte Angst um Jasmin. Dagegen konnte er nichts tun. Das Wenige, das er über ihr Leben wusste, reichte schon aus, dass sie ihm leidtat. Wäre sie noch ein Kind gewesen, hätte er sie vielleicht sogar in den Arm genommen, um sie zu beschützen. Aber gleichzeitig hatte er das unangenehme Gefühl, dass ihm das eigentlich Wesentliche entging.

Cupelin, der stellvertretende Protokollchef, war gekommen, um die Arbeit jener Frau zu kontrollieren, die er mit einem hämischen Lächeln immer noch »die Neue« nannte. Er war ein Diplomat, für

den das Protokoll eine nebensächliche, aber doch absolut grundlegende Kunst war. Er hatte Jasmin gegenüber von Anfang an nur kühle Verachtung übrig gehabt und hielt nicht damit hinter dem Berg, dass ihre Ernennung ihm von oben vorgeschrieben worden war.

Automatisch griff sie nach ihren Ohrringen, wie ein Soldat, der die Knöpfe seiner Uniform kontrolliert, und wartete, äußerlich gelassen. Plötzlich klingelte ihr Handy. Willy dachte, sie würde den Anruf wegdrücken, weil Cupelin kam. Doch sie hatte die Zeit gehabt, die Nummer im Display zu lesen, und sie offenbar erkannt. Sie nahm den Anruf an. Willy, der neben ihr stand, konnte hören, dass es eine Männerstimme war. Sie sagte nur einen einzigen Satz. Jasmin drückte auf den Ausschaltknopf und wandte sich wieder an Willy.

Auf einen Schlag waren für sie alle Lichter, alle Spiegel im Quai d'Orsay verschwunden. Für sie gab es offenbar auch keinen Protokollchef, keine Bediensteten und keine Floristen mehr.

»Es geht los«, sagte sie lautlos und mit großen Augen. Ihr Gesicht brannte.

Dann erst wandte sie sich Cupelin zu, lächelnd und ganz natürlich.

Der alte Maître d'hôtel entfernte sich kopfschüttelnd. Im Grunde genommen wusste er nicht, wer sie wirklich war.